

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

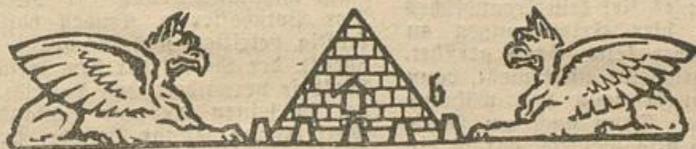
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

27.10.1929 (No. 43)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 43



27. Dez. 1929

R. Br. / Aut Scheffels Spuren in Italien

Zu den wenigen, die es verstehen, natürlich, unaufbringlich, unerschütterlich und durchs praktische Beispiel zwingend auf den Wert der Antike, der humanistischen Studien auch für den „modernen“ Menschen hinzuweisen und für sie zu begeistern, zu ihnen zählt in erster Reihe H. Lamer, Oberstudienrat in Leipzig. Er hat sich in philologischen Fachkreisen und weit über sie hinaus einen bekannten Namen gemacht durch sein kleines, inhaltlich reiches, gut illustriertes und kommentiertes Buch „Römische Kultur im Bild“, das schon in 3. Auflage deutsch, außerdem aber auch in spanischer und schwedischer Übersetzung erschienen ist, wie seine „Altorientalische Kultur“ in 2. Auflage herauskam. Viele kennen ihn als Bearbeiter der Stollischen Sagen des klassischen Altertums, und den sächsischen Pinnakeln werden Lamers Schulbuchverlage gewiß nicht verborgen geblieben sein!

H. Lamer war von jeher ein leidenschaftlicher Reisender und hat sich auf diesem Feld der unbefruchteten Möglichkeiten für Horizontenerweiterung außerordentliche Erfahrung erworben. Zu seinen Reisen liegt Syrien, zwischen Dreißig und Bierzig ging er in die Fernen, die dem Altertum nicht mehr erreichbar sind, Palmyra, Assuan, Timagad. „Seitdem ziehe ich die Kreise enger. Darin scheint mir doch Vernunft zu liegen. Mit 60 Jahren kommt Deutschland, mit 70 Sach'en dran, und mit 75 wird die Umgebung Siziliens archäologisch durchforscht.“ So bekennt Lamer sein Reise-System in einem Bericht über seine italienische Sommerfahrt 1928, der so lebendig, fesselnd und instruktiv sich liest, daß er weit über die Grenzen des „Humanistischen Gymnasiums“ (1929, Heft 4, 5) hinaus gelesen zu werden verdient. Denn er bedeutet für alle, die auf Italienfahrten auch einmal die kleineren, nicht völlig abgetragenen Städte und Städtchen zu besuchen Lust haben, einen geradezu unentbehrlichen Zusatz zum Baedeker. Was da Lamer einleitend allgemein über die rechte Art zu reisen sagt, und wie er die von ihm neu oder wieder gesehenen Orte charakterisiert, vertritt mit jeder Zeile den vielgereisten Mann, der Augen hat für jede Schönheit der Erde, und bei aller Belesenheit und Geschribtheit durchaus ein Praktikus ist. Wer sich an seine Vorschläge hält, wird kaum Enttäuschungen erleben, die dem uneingeweihten Reisenden auf der Fahrt nach abgelegenen Gegenden und beim Aufenthalt in ihnen sonst gewiß nicht erpart bleiben.

Fast immer ist es ein bestimmter, landschaftlicher, geschichtlicher oder archäologischer Zweck, der H. Lamer in eines der kleinen Reiser führt. Bei Cosenza leitete ihn der Gedanke an die Möglichkeit, Marichs Grab doch noch zu finden — der Lehrer für Deutsch und Geschichte wird diesen Besuch mit viel Nutzen für die Belebung des Platenischen Gedichts verwerten! Die „Sila“ von Calabrien wird anschaulich geschildert, wohl eine der interessantesten Gegenden Italiens, die jetzt erst durch Mussolini bequemer zugänglich gemacht wird — wer kennt diese Sommerfrische in 1000 Meter Höhe? Bald wird sie Namen haben! „Da fährt man über eine Stunde lang durch dichten, ganz herrlichen Nadel-, Kastanien- und duffenden Nadelwald. Derartige ist schon in Deutschland schön; hier ist es um so schöner durch das Anwesen der Kastanien und den Kontrast.“ Hier holten und hufen die Römer ihr Schiffsbauholz, und hier liegt San Giovanni in Fiore

„unglaublich, aber wahr, ein Ausgangspunkt der deutschen Stoffhäuserfrage“. Cotrone, Sybaris-Thurii, Capua, Monte Cassino, Arpino, die Heimat des Marius und Cicero, Matri mit seinen uralten Zyklopenmauern, „das Mächtigste, was auf dieser Reise zu sehen war.“ alle diese fast verschollenen Orte rückt Lamers wahrheitsgetreue Schilderung greifbar nah.

Diese Vorliebe für Orte abseits der großen Reisendenstraße teilt H. Lamer mit V. Scheffel auffallend. Die „Episteln“ aus Italien, die römischen und venetianischen, immer wieder mit hohem Genuß zu lesen, führen in so viele kleine und kleinste Dörfer, daß man gut tut, für die Vektüre eine Spezialkarte für Rom und Umgebung neben sich zu legen. Diese „Episteln“ Scheffels hat auch Lamer ins Herz geschlossen. Und sie haben ihn auf die alte deutsche Künstlerkolonie Dlevano, Bahnstrecke Rom—Matri, gestoßen.

Dahin ist Scheffel vor 75 Jahren in guter Gesellschaft gepilgert: Wilhelm Heydt, Repetent am Stift zu Tübingen, die Maler André aus Frankfurt und Alose waren seine Genossen, mit denen er zu Dlevano in der Casa Valdi recht abenteuerlich Neujahr 1852/53 feierte. Wie sie da in höchst feuchtfrohlicher Laune lebende Bilder stellten, Laofoon, Amor und Psyche, den alten Veltar und Nidels „Neapolitanische Fischerfamilie“ — das hat Scheffel in seiner römischen Epistel vom 6. January 1853 ergötzlich festgehalten. Und schwerlich wird jemand diese lebenslustig-prägnanten Zeilen voll Uebermuths oder den „Abschied von Dlevano“ lesen, ohne Sehnsucht nach dem schönen Flecken italienischer Erde zu verspüren. So ging es auch H. Lamer, der das Nest für den neuzeitlichen Reisenden amüsant und nicht kritisch beschreibt: wer es jetzt wieder besuchen will, muß unbedingt Scheffels Epistel von 1853 mit Lamers Reisebrief von 1928 da und dort ergänzen! Das wird sich gewiß lohnen.

„Dlevano: Dorthin ging ich aus Verehrung für Scheffel.

Auf der Straßenbahnstrecke Rom—Matri liegt Dlevano. Dorthin ging ich aus Verehrung für Scheffel. Es tut mir so leid, daß dieser jetzt als unmodern abgetan wird. Damit verkennt man ihn in vieler Beziehung; wenigstens sind seine Episteln, namentlich die römischen, mit ihrem Humor und dem Reiz ihrer Sprache und Darstellung an sich köstlich, köstlicher noch für jeden, der Italien kennt. Als junger Maler wollte Scheffel mit anderen gern in Dlevano, und nach ihm wurde bis zum Weltkrieg die Casa Valdi dort eine richtige Malerherberge. An der Haltestelle fiel mir auf, daß niemand ankam. Das hatte seinen guten Grund; denn kurz nach Mittag verkehrt kein Autobus nach der weit und hoch oben liegenden Stadt. Ich hatte nicht ordentlich ins Kursbuch gesehen. Man beachte, daß im Orario generale „Olevano km 6“ bedeutet, die Stadt liege von der Haltestelle 6 Kilometer entfernt; und in dem Abschnitt über Autoverbindungen findet man dann die Anschlüsse. Aber ich war sorglos losgefahren, ohne nachzusehen. Hätte ich nun also die paar Kilometer einfach zu Fuß hingehen sollen? Mit nichten; das ist einfach unmöglich. Mein Tauchthermometerchen, das ich auf Reisen immer bei mir führe, versagte auf der völlig schattenlosen Straße;

es geht nur bis 30° C. Auch die einstündige Hinauffahrt in dieser Sonnenglut erzwang den nächsten Tag als römischen Ruhetag. Freilich war das Wäglein, das mir der Stationsbeamte verschaffte, ein gefährliches Gefährt; es bestand nur aus Achse, zwei Rädern, Deichseln und zwei schmalen Brettlein, eins zum Sitzen, eins zum Aufstemmen der Füße. Oben in Dlevano luden wir noch einen Jungen auf, der den Weg zu der Casa Baldi zeigte; er brachte uns durch die im Baedeker angegebene Straße hin. Da am Gartentor keine Aufschrift war, fragte ich nochmals zwei dahende Männer; ja, es sei die C.B. In dieser schlief um drei Uhr nachmittags noch alles fest; ich mußte rufen und klopfen. Dann erhielt ich mürrisch einen Krug Wasser und ein Viertel herben Wein. Nach dessen Qualität konnte ich nicht das

„Indiskrete Quantum tilgen
Dieses rot samnitischen Landweins“,

wozu ich ansonsten bei meinem Durste wohl geeignet und in der trotz aller Hitze frohen Schweißstimmung auch innerlich bereit war. Ich „machte Trockenplatz“, d. h. ich setzte mich in die Sonne, um das während der Fahrt völlig durchschwitzte Hemd zu trocknen. Dann trat ich in die mit Ziegelsteinen gepflasterte und altmodisch möblierte Stube; nicht ohne Bewegung. Denn es war doch wohl die, in der Scheffel in der Silvesternacht 1852 jenen Wundenzauber veranstaltete, dessen überaus launige Schilderung in der Römischen Epistel vom 6. Januar 1853 drastisch mit den Worten schließt: Item, so war an zerbrochenem Hausrat, so in dixerfer Art diese Nacht ruinierter worden, zu zählen: 1 Teller, 1 Flasche, 2 Gläser, 1 vaso nocturnale und 3 Stühl. In diesem Zimmer fand ich dieselbe mürrische Art; es fiel kein freundliches Wort, und auf die Frage: haben Sie hier Erinnerungen an Scheffel? wurde kurz si geantwortet, aber keine Hand geführt, etwas zu zeigen. Da dachte ich: na, wenn ihr nicht wollt, dann nicht, zahlte, ging von dannen und wurde dann doch während des Wegs durch den Garten ganz irre. Denn auch am Hause selbst fand nichts angeschrieben; war ich also vielleicht gar in ein Privathaus eingebrochen, hatte die Leute in der Siesta gestört, wie in einem Wirtshaus Wein bestellt und so die unfreundliche Behandlung verdient, die man doch sonst in Italien nicht gewöhnt ist? Unten saßen annoch an der Gittertür die obbemeldten Männer. „Ist das hier wirklich die Casa Baldi?“ Jawohl! „Die, wo die deutschen Maler waren?“ Jawohl! Nun citierte ich, zum Hause zurückgewendet, in des Doctoris Josephi Art einen gar kräftigen lateinischen hexameter, so, weil ob der maßen groß, auch in der Sprach derer alten Römer füglich hier mit gedruckt wird. Zur Serpentara zu gehen, war's zu heiß. Ich wandelte hinab ins Städtlein, fand eine Osteria, wo ich artig und höflich, anders als oben in der C.B., bedient wurde, aß und trank. Schnurrig war, daß der Besitzer der Osteria Tullus hieß. Die zahlreichen italienischen Personennamen auf „i sind alle Plurale, weil sie die ganze Familie bezeichnen; also so, wie bei uns im Dialekt Müllers, Schulzens; Mussolini heißt „Musselwebers“. Für Tullus würden wir also sagen: Tullius. Doch will ich nicht unnötig durch die Vermutung aufregen, hier treibe ein spätes Glied der Familie Ciceros das ehrfame Gewerbe eines Gastwirts. Meiner Scheffelphilologie aber ist nun eine schwere Aufgabe gestellt; wie konntest du denn, liebstes Gutschmeckchen Joseph Victor, die Verse schreiben:

Werd ich wieder hier am Tische
Solche Makkaroni kosten?
Solche Hühner, solche Tauben?
Solche Frittli, solche Trauben?

Nach heute sagt in solchen Vergnügen die Küche einem germanischen Magen nicht eben zu; geschweige denn 1852. Die Casa

Baldi war nicht einmal Gasthaus, das sich nach den Ansprüchen Fremder richten mußte; als solches wäre sie, ganz abseits gelegen, nicht geeignet gewesen, und sie heißt ja heute noch Casa, nicht Albergo B. Woher also damals die Kochkunst der würdigen Regina? Woher damals der trinkaswein alla tedesca? Und wer war der,

Der die wirkliche Bestimmung
Dieser Villa tief erführend
Strengerem Privatbesitze
Sie entzog und menschenfreundlich
Sie zur Malerherberg umschuf? —

Soweit H. Lamer über Dlevano. Wer die Casa Baldi ihrer Bestimmung zugeführt hat? Vielleicht schon der eigentliche Entdecker der Gegend, der Maler Josef A. Koch (1786—1839), der 1819 zur Erholung hierher kam und sich mit einer Dlevanerin verheiratete.¹⁾ Als dann Ludwig Richter 1823 nach Dlevano kam — er gehörte in den Freundschaftskreis von Koch — wohnte er in der Casa Baldi, wo schon vor seiner Ankunft der Maler H. Reinhold hauste. Von jenen Zeiten an ist die deutsche Tradition in Dlevano nicht mehr erloschen bis zum großen Krieg. Man wurde sie befehrt durch die Rettung des olevanischen Zuwels für Deutschland; der Serpentara, die H. Lamer offenbar nicht aufsuchte. Die Serpentara ist ein Hain knorriger alter Eichen, eine halbe Stunde vor Dlevano. Als die Eichen 1873 für Bahnschwellen verwendet werden sollten, gelang es L. Kanoldt, bei Kumpfreunden 250 Lire aufzubringen und für die deutsche Malerkolonie zu retten. Der Botschafter v. Reudell hatte sich bei dieser Rettungsaktion kräftig beteiligt, und so wurde der Hain Kaiser Wilhelm I. geschenkt, der ihn wieder dem Reich weitergab. 1898 war dann der Wald so verwildert, daß Kanoldt ihn mit Hilfe alter Skizzen wieder in seinen früheren Zustand versehen ließ. Die Villa am Parkeingang hat ihr Besitzer, Professor Gerhart, der deutschen Regierung für die deutschen Künstler in Dlevano geschenkt, und damit verlor die Casa Baldi ihre alte Bedeutung. Auch dieser Besitz ging Deutschland durch Beschlagnahme verloren. Aber der Hain selbst bewahrt Kochs und Scheffels Erinnerung noch durch Tafeln. Koch gebührt dieses Denkmal, weil er der Begründer einer deutschen Künstlerkolonie war, die ein ganzes Jahrhundert lang die glänzendsten Talente beherbergte und in ihrer Entwicklung förderte²⁾; und hier war es, wo Scheffels dichterische Begabung eigentlich entdeckt wurde. Denn als er einmal im Freundeskreis den Abend durch Erzählen belebte, rief die Frau des Malers Engerth aus: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter! Warum schreiben Sie das Zeug nicht auf?“ Und so sattelte Scheffel von der Malerei zur Feder um. Seine Epistel über Dlevano, ganz anders gehalten wie das Erinnerungsbild Richters an seine Dlevanertage (Lebenserinnerungen 1885, S. 162 ff.), hat schon ein Kabinetstück seiner neuen Kunst gezeitigt. Mit Recht hat man sein Gedächtnis in der Serpentara verewigt mit einer Skulptur an seinem „Abschied aus Dlevano“:

Hier im Zentrum des Gebirges
Besen wir die alte Keilschrift,
die der Haufe nie verstehn mag:
das Geles des ewig Schönen.

¹⁾ Eine „historische Landschaft“ von ihm in der Karlsruher Kunstzeitschrift.

²⁾ Ueber Dlevano und seine deutsche Kolonie hat Alfred Steinmetz einen sehr wertvollen Beitrag geliefert: „Italien, Monatschrift für Kultur, Kunst und Literatur“, Riels Kampmann, Heidelberg, I, S. 11—23 mit hübschen Abbildungen aus Dlevano.

Mar Dennig / Nocturno

Mit fahlen Nesten schneiden in das Grau des Himmels
Die schwarzen Bäume einen starren Saum,
Und düst're Rabenschwärme füllen mit Geträusche
Den bleiernfahlen, grenzenlosen Raum.

Sie flattern ohne Ruhe, bis sie langsam schwinven
Im toten Dunkel, das kein Stern erhellt,
Dann senkt sich Stille nieder, und mit schweren Flügeln
Deckt zu die finst're Nacht die graue Welt.

Friedrich Singer / Der Gesangverein

Kulturelle Skizze

Als Gustav Grimm den ersten Sonntag in Blunsbach war, klopfte es gegen Abend ungeschickt an seiner Türe, und herein trat der Kronenwirt. Er druckte und schluckte, aber er brachte es doch glücklich heraus: Er komme in seiner Eigenschaft als Vorstand und möchte fragen, ob der neue Herr nicht auch wie seine Vorgänger sämtlich den Dirigentenposten übernehmen wolle.

„Nein, durchaus nicht!“
„Ja — aber warum denn nicht? Wieso?“ Fast drohend klang die erregte Frage aus der völligen Ueberraschung des Nichtbegreifens.

Der junge Mann setzte kühl und sachlich auseinander, wie er von jeher ein erklärter Feind aller Vereinsmeierei gewesen; auch

zwingt ihn seine Kriegsverletzung zum sparsamen Verbrauch seiner Kräfte. Ueberdies sei er durchaus kein Klavierspieler, er habe schon zehn volle Jahre kein Klavier mehr angerührt und sei daher schwerlich imstande, das Dirigentenamt überhaupt bekleiden zu können, obwohl er — sonst etwas von Kunst und Musik verstehen könne.
„Et, wenn's das nur ist, dann schaffen Sie's schon! Ich, wenn ich nur mit den Noten besser Bescheid wüßte, würde mir ja selbst zutrauen, die Gesichte zu schmeißen!“ prahlte der Kronenwirt.
„Soviel können Sie ganz bestimmt noch, daß es für unsere Bedürfnisse genügt!“

„Um, vielleicht zu viel...“ murmelte Grimm vor sich hin. Er war nachdenklich geworden und ging mit großen Schritten

und her. Laut fuhr er dann fort: „Es ist wahr: man hat eben eine gewisse kulturelle Verpflichtung gegenüber dem Dorfe; Aber —“, er stellte sich dicht vor den Wirt hin, „ich möchte machen dürfen, was ich für gut hielte!“

„Ach, Herr Grimm, darauf dürfen Sie sich verlassen, daß Ihnen kein Mensch etwas in den Weg legt! Also — kommen Sie zur Probe am nächsten Samstag?“ . . .

„Mal sehen. Binden will ich mich noch nicht!“

Am Samstag abend schritt Gustav Grimm in nervöser Erwartung der Krone zu; er hatte sich die Sache noch hin- und herüberlegt, denn er war ein äußerst gewissenhafter Mensch. Schließlich aber hatte doch der Wunsch gesiegt, wenigstens einmal einen Versuch in der ihm vorschwebenden Art zu unternehmen. Als er hinkam, sahen schon ein paar junge Burschen und Männer um den großen runden Tisch und tranken Bier. Er wußte bereits, daß man im Dorfe sofort für hochmütig galt, wenn man sich als einziger Gast besaß an einen der tuchbedeckten Bieredische. Deshalb trat er auf den runden Tisch zu, und bereitwillig rückte man zusammen und machte Platz. Die Unterhaltung hinkte einseitig weiter, bis endlich der Kronenwirt schwerschnaufend vom Felde heimkam. Er wuschte sich nur rasch die Hände ab, stellte sich zu den Leuten und hielt eine hölzerne Ansprache, in der er die Sänger mit dem neuen Dirigenten bekannt machte und diesem für sein Erscheinen dankte. Dann meinte er, man könne nunmehr mit der Probe beginnen. Er führte den jungen Mann ins Nebenzimmer, wo jeweils mit den einzelnen Stimmen geübt werden sollte; dort stand auch ein Tafelklavier — daß Gott erbarm! — und was für eine ausgehackte Kanaille! Grimm setzte sich vorsichtig auf den wackeligen Drehstuhl und fingerte prüfend auf den schmutzigen Tasten herum: sie brachten trotz starken Drückens nicht alle einen Ton zum Erklängen. Und schon kam der Vorstand gelaufen und brachte einen Stoß Noten mit drei Chören: „Diese müssen zuerst geübt werden auf den großen Sängertag in Bindersdorf!“

„Sov?? . . . Ich hatte gemeint, ich dürfe machen, was ich wollte?“ — „Ja, ja, das schon, aber vorläufig muß eben erst einmal das da durchgeschafft werden; es preßiert halt ein bißel auf den 1. Juni!“

Mit dem Zorne der ersten Enttäuschung ließ Gustav Grimm seine mitgebrachten Noten in der Tasche verschwinden und begann die Stimmen durchzunehmen. Schon das erste Lied selbst ließ eine innere Hemmung um die andere in ihm aufsteigen. Wie konnte man nur heutzutage noch solch' teutschmännerbrusthaaren Edelkitsch singen, ja, als Ganaufgabe allen, auch den kleinsten Landvereinen zur Pflicht machen? „Wo gen Himmel Nischen ra—ha—gen, Wälder voll von Klang und Duft . . .“ Das wünte so deutsch-bardenmäßig, so prächtig vaterländisch gemacht — einem rechten Menschen mit Kulturgewissen kam der Brechreiz ob solcher Zumutung. Dabei war von irgendwelchem Bombastischen keine Rede: die Melodie mußte jeder Stimme zuerst ins Gehör gehämmert werden, bis an ein Nachsingen mit rauhen Kehlen gedacht werden durfte.

Ein echter Tenor war überhaupt nicht darunter; die paar Männchen, die sich dazu befähigt glaubten, hatten ganz gewöhnliche Mittelstimmen, doch sie setzten ihren Stolz darein, bei der führenden Stimme zu stehen, und preßten ihr hohes a so gellend und schrill heraus, daß einem Hören und Sehen verging! „Wo Armin und seine Helden einst gekämpft vor alter Zeit . . .“ Gustav Grimm fuhr schauernd in die Höhe; da fiel sein Blick auf die gegenüberliegende Wand, und o Wunder! Dort hing an einem blauen zerschlissenen Seidenbände — eine richtige alte Laute! Wer mochte die nur spielen im Hause hier? Er fragte das Wirtstochterchen, das ihm eben sein Bier aufs Klavier stellte, ob sie wohl mit dem Instrument dort zusammengehöre, doch sie schüttelte kokett ihr Köpchen: Ein durchreisender Künstler, völlig verarmt und krank, habe sie als Pfand für seine beträchtliche Beche dargelassen und nimmer geholt. „Spielen kann die Geige niemand im Ort.“ — „Doch!“ lachte der junge Mann in sich hinein, „Ach!“

Die unsicheren Bässe waren weggetreten, träumend sah Gustav da und schob eine längere Pause ein. Der Schweiß lief ihm von der Stirn, er wuschte ihn ab und stützte die Hände gegen das Kinn . . . Vor dem Kriege war's gewesen: er sah sich jetzt deutlich mit den Kameraden von der Mittelschule auf einer Wanderschaft. Es waren ja die Zeiten der eben aufflammenden Jugendbewegung, die damals noch kaum ein paar hundert erwachsene Menschen ernst genommen hatten. Ja, Jugendherbergen gab's noch nicht damals, wild und romantisch stürmte die entfesselte Jugend, die das Kneip- und Studentenideal der Väter von Grund aus verworfen hatte, hinaus in die freie Natur, im Raufsch des Sich-selbst-Lebens eine andere Welt mit neuen Gesetzen und Entfaltungsmöglichkeiten erobernd. Und spät am Abend: irgendwo gebettet um's Quartier, beim Bauern ins Heu getrocknet oder im Walde gezeltet. Und das große Quackwunder innigster deutscher Kraft hatte sich ihnen aufgetan: das Volkslied mit seiner märchenhaften Schönheit, Sinnenfreude und urtiefen Wahrschaft! Da war man gestanden auf dem steilen Felsen einer zerfallenen Burg

und hatte in den verglimmenden Abendschein zur Laute gesungen: „Stand ich auf hohem Berge, sah in den tiefen Rhein, da sah ich ein Schiffelein schweben, drei Grafen saßen drein . . .“

Und man war marschiert, ein strammes Soldatenlied auf den Lippen, hatte tüchtige Leistungen vollbracht, sich gestählt und kernhaft gemacht, vor einsamen Wachtfeuern oder in stillen Gassen zur Nacht vor dem stammenden Volke gesungen und musiziert und — in seltenen Fällen allerdings nur — die Sprödigkeit des Volkes zerschmolzen und es zum Mitsingen, ja, zum Ausschierausgehen und selbst Vorsingen noch unbekannter Weisen gebracht. Alle erreichbaren Schätze waren gesammelt, gesichtet und von Kennern herausgegeben worden, denn Volk, das galt als Höchstes, Heiligstes, und Volkstum, Volkskunst als Wurzel alles Lebenswerten überhaupt.

Da war der Krieg mitten hineingeplatzt und hatte die Bewegung, von der die Einsichtigen eine Erneuerung des ganzen Daseins erwarteten, zwar nicht zum Erlischen gebracht, wohl aber härteste und strengste Erfüllung von ihr und ihren Idealen gefordert. Die Wandervögel hatten sich ausnahmslos als Freiwillige tapfer geschlagen, wenige waren zurückgekehrt, die Besten der Jahrgänge gefallen oder sich verkrüppelt.

Und erst langsam und unsicher tastend war dann nach dem großen Zusammenbruch eine neue Jugendbewegung aufgestanden — aber mit anderen Zielen und Mitteln. „Politik“ war bald zum grimmigen, bald zum spielerischen Schlagwort geworden, und die weltanschauliche Zerreißen schon in die wandernde Jugend der Deutschen hineinzutragen, war die Lösung mancher unverantwortlichen Jugend-Verführer geworden . . .

Gustav Grimm suchte zusammen auf seinem knarrenden Drehstuhl: Er gehörte ja trotz seiner kaum dreißig Jahre bereits schon zur alten Generation, er war abgefallen, zurückgeblieben, einer der Enttäuschten, Verbitterten. Doch aus dem Trümmerhaufen eingestürzter Idealbilder hatte sich über sein Alltagswerkeln hin als herrlich buntschillernder Vogel Stüb- und Werde das Volkslied aufgeschwungen. Das war des suchenden Menschen Halt und Hoffnung geblieben, obwohl er schon beinahe der Ueberzeugung geworden war, daß das Volksgemüt, durch alle Arten von Schlagern und Gassenbauern verjocht und verblödet, für das echte Volkslied schon fast verloren sei.

Und nun? Sentimentale Grübele! schimpfte er im stillen, da hoch' ich und muß von den teutschen Eichen harfen, und ich möchte doch am liebsten die Laute dort herabreißen und mit den jungen Burschen draußen drauslosingen: „Einst ging ich über Berg und Tal, da sang so schön eine Nachtigall.“ Und weiter ging die Probe, die allmählich eine wahre Schinderei wurde. Denn um die ungeübten, harten Stimmen nur einigermaßen in Gang und Schliff zu bringen, mußte Gustav Grimm nicht nur mit richtigen Hammerhieben die schmetterigen Töne aus dem Schandklavier herauschlagen, sondern er war gezwungen, selbst tüchtig mitzuführen, damit es manchmal nicht gar zu dünn und jämmerlich klang. Endlich, nach zwei Stunden voll Mühe und Haß, machte man Schluß. Noch vor kurzem hatte er den Vorsatz gehegt, nach den verwünschten Zwangschören die Laute zur Hand zu nehmen, zu den Leuten hinzusetzen, sie zum Austauen zu bringen und wie von selbst ein innerlich erquickendes Einstimmigingen von Volksliedern folgen zu lassen. Vielleicht konnte man diesen Menschen auf solche Weise doch noch Führer werden aus dem gekünstelten Wust heraus zum Echten, Guten, Schönen, dem sie als ergebundene Bauern mit der Wurzel ihres Wesens doch sicher noch unverdorben nahe standen . . .

Nun aber erhob sich der junge Mann wie zer schlagen von seinem quietstenden Sitze. Wie sehr die Laute lockte und winkte mit ihrer leise zitternden Bandselbe: er ging mürrisch an ihr vorbei, nahm sein halbgeleertes Bierglas mit der eilen, abgetandenen Brühre zur Hand und schlich matten Schrittes hinaus in die Wirtsstube. Er war viel zu erschöpft, um noch irgendetwas vorzuschlagen, geschweige denn durchzuführen zu können. Und er sah am runden Tische völlig unbeachtet, er, dem es doch höchstes Glück bedeutete, mit dem einfachsten Manne seine Meinung auszutauschen. Rings um ihn hatten sich bereits Gruppen gebildet, es wurde flott Jogo und Stat gespielt, die ganze rasende Wonne spießbürgerlichster Viertelhunterhaltung war entfesselt, einjam, von Lärm und Gelächter umbrandet, hochte Gustav da und wagte kaum zu atmen vor üblem Dunst und Qualm. Wie ein abgepeitschter Hund drückte er sich schlechlich zur Tür hinaus.

Schon auf dem Heimweg hatte er sich zu dem bissigen Entschlusse durchgerungen: „Da kann ich nicht mitmachen! Ich schmeiß' den Gefellen ihren Bettel hin!“ Am nächsten Tag begab er sich deshalb wieder in die Krone und verlangte den Wirt allein zu sprechen. Vorsichtig setzte er diesem seine Bedenken auseinander, nur so ungeschärfert andeutend, wes Geistes Kind er sei. Der aber grinste nur über sein fettes Gesicht, klopfte ihm väterlich auf die Schulter und beschwichtigte: „Nur ruhig Blut, Herr Grimm! Wenn mal das Gaußest vorbei ist, dann wird der Betrieb schon gemüthlicher. Kopf hoch und durchhalten, 's wird alles recht. Sie haben Ihr Sach' bis jetzt nicht übel gemacht!“

Gustav Grimm hatte von jeher den Fehler gehabt, sich leicht beeinflussen zu lassen; nun war er wieder entwaßnet und blieb

bei der Stange. Bald aber folgte ein wahrer Kreuzweg von Enttäuschungen, Bitternis und Beschämung. „Esel, der ich war!“ dachte er, „warum habe ich die ganze, von vornherein so erfolglos aussehende Geschichte überhaupt auf mich genommen? Geschieht mir ja recht, wenn's nun so endet...“ Zunächst blieben die Sänger tugendweise von den Proben weg. Sie hatten gemerkt, daß der neue Herr energisch zupackte, und schubriegeln wollten sie sich nicht lassen von so einem jungen Kerl. Er hatte sie auch beleidigt, ihnen gesagt, daß sie von Tonbildung soviel wie keine Ahnung hätten; da hatte er aber in ein Weidenmest gestupft: manche drohten mit dem Austritt, und der Vorstand hatte nur zu laufen und zu beschwichtigen, bis sie wieder beikamen. Aber trotz aller forcierten Proben: die Pflichtchöre wollten einfach nicht klappen, und zwar nur deswegen, weil sie eben glattweg zu schwer waren! Der Heldenhain der deutschen Eichen wackelte bedenklich, und Armin und seine Mannen lagen sich über den schwierigsten Stellen böß in den Haaren! Es war bestimmt kein Ohrenschmauß, den Chor mitanhören zu müssen, noch betrüblicher aber war, als Dirigent die Verantwortung für solche „Kunst“ übernehmen zu sollen...

Und dann war auf einmal das Gaufest da; man zierte ein Saftauto mit Papierrosen und halbverdorrtem Tannenreis, hockte eng gepropft hinein und fuhr über Land. Wie sad und abgeschmackt das alles war für einen Menschen, der innere Kultur besaß! Es wurde für Gustav ein Tag des Martyriums. Wie Schlachtvieh wurde man mit 24 anderen Vereinen zusammen durchs fremde Dorf geschleppt, beguckt, begrinst, abgeschätzt, und eine gemachte Frohheit hing todestraurig in der Luft, es war zum Weinen, wie veräußerlicht dieses Volk Feste zu feiern versuchte. Endlose Reden zur Feier eines Stiftungsfestes, plötzlich wieder Zusammenrottungen auf der Tribüne. Da nahm der schlaue Kronenwirt rasch noch seine Leute beiseite und sagte: „Vergeß mir keine, beim Massenchor am Schluß das Maul zuzumachen, sonst meint der Gruppendirigent noch, wir hätten das Lied nicht geübt!“

Nachher sah man dann gelangweilt auf seiner Holzbank im brütendheißen Bierzelt, schwitzte und stöhnte, wußte nichts zu reden und trippelte nur dann und wann hinüber vor die Tribüne, wo nun ein Verein nach dem andern ein selbstgewähltes Lied zum besten gab. Grimmig stand Gustav unter einem mattäferzerfressenen Kirschbäumchen, sog in leisem Ekel den üblen Geruch des zerstampften Rasens und verschütteten Bieres ein und kratzte seine Fingernägel in die zarte Rinde des unschuldigen Stämmchens. „Muß denn das sein,“ fragte er bitter, „daß soviel Idealismus von Unberufenen in so falsche Bahnen gelenkt wird?“ Denn ein Verein wollte den andern übertrumpfen, fast sämtliche hatten sie viel zu schwere Chöre eingeübt und gaben sie nun krampfhaft wieder. Da standen nun die Männer, die vorhin so bardenmächtige Helden gewesen, mit bergegeschwellten roten Köpfen, dicken Hälsen und verzerrten Gesichtern und brachten die stannenerregendsten Akkorde zu mehr oder weniger geglücktem Klängen; unten aber mochte die Volksmenge, klatschte und raste und murmelte und summite wie ein Bienenschwarm. Schließlich aber, wohl in einem Rest von gesundem Empfinden, wurde dem Volk die Geschichte zu langweilig: Allzu Gleichförmiges wiederholte sich in ewigem Leerlauf! Die Menschenmasse verließ sich in die Bierzelte, die abgesungenen Vereine aber holten ihre Fahnen von der Tribüne und schwenkten dem Dorfe zu. Es wurde jetzt vor fast leeren Bänken konzertiert. Erst gegen Abend flutete wieder eine Bewegung nach vorn: ein gutgeschulter Verein sang einige Volkslieder. „Aha,“ frohlockte Gustav, „habe ich nicht recht gehabt?“ Leicht und frei und sicher! Das klang anders! Eine einfache Weise, von einem sich fein einfühlenden wirklichen Meister klar gesagt, stieg wie Verheerung in die Luft und ließ im Nu all' das gekünstelte und geschraubte Zeug von vorhin vergehen. Die Leute sahen einander an; o wie schädl' hieß es, als die wackeren Sänger

die Treppen herabstiegen. Gustav aber begab sich befriedigt zu seinen Leuten, wo der Jubel und Trubel schon recht bedenkliche Formen angenommen hatte. Er war wie erlöst, als man endlich heimwärts ratterte...

Wenn Gustav Grimm gemeint hatte, nach dem Gaufest würde es anders werden, so irrte er sich nur zu sehr. Es war bald überhaupt kein Interesse mehr da! Bei der nächsten Probe fehlte die Hälfte der Leute. „Gut,“ sagte der Dirigent, „dann leisten wir Kleinarbeit und treiben Stimmbildung mit den anwesenden Sängern — einzeln natürlich, wie es schon längst not tut.“ Doch nein, da kam er schön an! Der Kronenwirt riet heftig ab. Dazu gebe sich kein rechter Sänger her; er habe doch keine Schulbuben vor sich! „Zum Donnerwetter!“ schrie jetzt Grimm heraus, so macht halt euern Dreck allein weiter! Wozu schimpft ihr euch eigentlich Gefangene? Um dann und wann einmal eure rot-samtene, goldgestickte Fahne spazieren zu tragen zum Ergötzen anderer Leute, um auch einmal im Jahre — und wie jämmerlich — mitzupiepsen bei einem Massenchor? Kennt euch doch Kartenspielfklub oder Qualmverein, damit man gleich weiß, woran man ist mit euch!“ Sprach's und verließ knallenden Schrittes die Wirkstube.

Grimm sollte jedoch bald genug merken, daß er sich durch das Niederlegen seines Amtes mehrere persönliche Feindschaften zugezogen hatte. Man stichelte da und stupfte dort gegen ihn. Er verteidigte sich wacker und mannhaft, sprach auch offen seine Meinung aus, doch freiweg gab ihm keiner eine Gegenrede. Man wich ihm aus, tuschelte nur heimlich, und das seine Hög- und Bürgenewebe des Meisters in solchen Dingen, des Kronenwirts, spann ihn zuletzt völlig wehrlos ein. Wie eine Kreuzspinne, genau so tüchtig und vollstet, sah dieser im sicheren Winkel seiner warmen Stube und zog seine wohl berechneten Fangfäden, von denen er genau wußte, daß sie zur guten Stunde ihre Schuldigkeit tun würden. Und richtig: als der Spätherbstwind über die leeren Rübenäcker züchte, war es wieder soweit! Ein klein wenig länger war es ja allerdings gegangen, doch es reichte noch zur Einübung der Weihnachtsfeier, und das war ja der Hauptzweck. Denn die fand im großen Kronensaal statt und bildete eine beträchtliche Einnahmequelle für den Wirt. So hatte er denn, als nirgends sonst ein Dirigent sich aufreiben ließ, all' seine Ueberredungskunst angewandt, und da der junge Mann selbst einjah, daß er schließlich doch damals im rauchenden Borne zu weit gegangen war, so rentte er jetzt wieder ein. Allerdings setzte er diesmal dem Vorstand seine Pläne klipp und klar auseinander: „Unter keinen Umständen mach' ich mit an einer jener üblichen Feiern mit ihren Theater-schmarren und Couplets!“ Der Kronenwirt in seiner zweckbewußten Bürgenhaftigkeit knappte eifrig wie ein Maultier mit dem großen Kopf und sagte alle Sicherungen zu.

Infolgedessen ging Grimm in den nächsten Tagen an die Ausarbeitung eines gediegenen Programms; der Eifer für die gute Sache hatte ihn doch noch einmal ehrlich gepackt, er schwur sich: „Jetzt oder niemals mehr zeig' ich dem Dorfe, daß ich doch recht habe! Ich kann — und ich muß sie erziehen!“

In den Mittelpunkt der Feier stellte er ein uraltes Weihnachtspiel, das von einem modernen Bearbeiter mit seinem Verständnis für die Verhältnisse einer Dorfbühne zurechtgesetzt war. Er versprach sich eine wundervolle Wirkung von der Aufführung, die er mit einigen talentierten Leuten gründlich vorbereitete. Einfachelieder sollten die Feier umrahmen, und da nach altem Brauch doch am Ende eine Aufheiterung erwartet wurde, so wollte er auch da etwas Gediegenes bringen mit einem Hans-Sachs-Schwank. Gelang alles, so wollte er selbst noch als Dreingabe zur Laute singen und so den Dörflern zeigen, daß man musikalisch sein könne, ohne ein Klavierspieler zu sein. Denn die Laute — das traute er sich zu — die meisterte er wirklich!

(Schluß folgt.)

Margarete Wittmers / Einem Toten

Gestern war er noch ein Mensch,
Eingeschlossen in die enge Zelle
menschlicher Einmaligkeit;
wie dereinst gerad' auf dieser Stelle.

Und mit diesen Händen, diesem Haar,
dieser einen Mutter übergeben,
ihn die ew'ge Fruchtbarkeit gebar.
Wie ihn dann in engen Gitterstäben

Jeder Tag mit seinem Tagewerk
und den ganz genau begrenzten Stunden
und dem ganz genau bestimmten Ziel
fest und selbstverständlich hielt gebunden.

Alles das schien so voll Sicherheit...
Diese fest benannten Alltagsdinge,
Name, Amt und Herkunft und Geschäft,
schlossen sich um ihn wie Mauerringe.

Aber heute sind sie nichts.
All dies Sichere geriet ins Wanken,
als er plötzlich stumm und ohne Gruß
überschritt die lang gewohnten Schranken,

Und die Stäbe sprengte und sich ganz
hingab und verlor im All und Einen...
Und ganz fremd und voll Erhabenheit
uns vergaß, die wir noch um ihn weinen.